

wären wir immer noch Leibeigene!«

Sie waren aufgesprungen und brüllten sich über den Tisch hinweg an.

»Mut hat uns groß gemacht!«, schrie Balian. »Mut und die Vision von einer besseren Zukunft!«

»Und diese Zukunft liegt auf einem Schlachtfeld? Wenn du das glaubst, bist du ein Narr.«

Der Tisch erzitterte, als Rémy mit der Faust daraufschlug. »Genug!«, dröhnte er und starrte Balian an. »Du gehst nicht mit dem König. Du bleibst hier und hilfst deinem Bruder. Und jetzt will ich nichts mehr davon hören.«

Betretenes Schweigen erfüllte die Stube. Clément, der Zwist und Geschrei nur schwer ertragen konnte, stocherte in seinem Eintopf herum.

»Setzt euch hin und vertragt euch wieder«, forderte Blanche ihre Brüder auf.

Doch Balian wollte Michel nicht mehr sehen. Er schob seinen Stuhl zurück und stürmte aus der Kammer.

»Willst du unten sitzen und Blanche und Vater zusehen?«, fragte Balian.

»Das lenkt sie doch nur von der Arbeit ab«, antwortete Isabelle. »Ich setze mich in die Stube und schaue ein wenig aus dem Fenster.«

»Aber hier oben ist es so warm.«

»Umso besser. Dann spüre ich die Kälte in meinen alten Knochen nicht. Das ist das Schlimmste am Altwerden, mein Junge. Man friert immerzu.«

Während seine Großmutter, auf ihren Gehstock gestützt, in die Stube schlurfte, rückte Balian ihren Stuhl ans Fenster und füllte einen Becher mit kühlem Birnenmost. Sie kümmerten sich abwechselnd um Isabelle und halfen ihr bei den verschiedenen alltäglichen Verrichtungen, die ihr zunehmend schwerfielen. Heute war Balian an der Reihe, denn die anderen mussten arbeiten, und seine Mutter half im städtischen Armenspital aus.

»Brauchst du noch etwas?«, fragte Balian, als seine Großmutter auf den Stuhl sank.

»Ich habe alles, hab Dank, mein Junge. Musst du zurück zu Michel?«

»Er wird eine Weile ohne mich auskommen.« Tatsächlich gingen sie seit ihrem Streit am gestrigen Abend einander aus dem Weg.

»Dann setz dich ein wenig zu mir, ja?«

Wenngleich Isabelle zunehmend an den Gebrechen des Alters litt, war ihr Verstand so klar wie eh und je und ihr Interesse am Geschehen in der Stadt ungebrochen. Balian musste ihr alles erzählen: Wer wen heiratete. Wer welche Geschäfte machte. Was Rat und Gilde trieben. Während sie die Katze auf ihrem Schoß kralte – die andere lag neben ihr auf dem Fenstersims –, kommentierte sie scharfzüngig die Neuigkeiten. Für aufgeblasene Pfeffersäcke wie Célestin Baffour hatte sie nichts als Hohn und Spott übrig. Einer der Gründe, warum Balian sie so vergötterte.

»Er will also die Fischteiche an der Königspfalz kaufen? Bei Gott, hat der Mann nicht schon genug Land? Aber Baffour wird erst glücklich sein, wenn er Silber scheißen kann.«

Balian grinste und griff nach dem Krug. »Noch etwas Most?«

»Nein, ich habe genug. Erzähl mir lieber, ob du dich wieder mit deinem Bruder vertragen hast.«

»Woher weißt du ...«

»Ihr wart nicht zu überhören. Euretwegen bin ich aufgewacht.«

»Tut mir leid.« Balian wünschte, seine Großmutter hätte diese unschöne Sache nicht mitbekommen.

»Du willst also mit dem König gehen.« Sie blickte ihm in die Augen.

»Vater hat es verboten.«

»Was kümmert es dich? Du bist ein erwachsener Mann. Du kannst tun, was du willst.«

Balian runzelte die Stirn. Was wollte sie ihm damit sagen?

»Glaubst du, dein Vater hat immer nur das getan, was man von ihm verlangte? Wäre es nach deinem Großvater gegangen, wäre Rémy ganz bestimmt kein Buchmaler geworden. Und die Schule gäbe es auch nicht.«

Balian hörte ihr schweigend zu.

»Dein Bruder liegt falsch, wenn er sagt, allein Geld hätte diese Familie groß gemacht«, fuhr Isabelle fort. »Du aber auch. Es war nicht Mut. Es waren Eigensinn und der bedingungslose Glaube an die eigenen Fähigkeiten. Weißt du, wen ich sehe, wenn ich dich anschau? Deinen Großonkel Jean. Auch er musste auf Abenteuer ausziehen. Dein Großvater hat alles versucht, ihn zu halten, aber da war nichts zu machen. Stur war Jean, und er hatte sich in den Kopf gesetzt, das Kreuz zu nehmen. Das war eben seine Bestimmung. Ist es deine, mit König Wilhelm zu gehen?«

»Ja«, antwortete Balian.

»Warum?« Ihre Stimme klang schneidend, und er wusste, sie würde sich nur mit der reinen Wahrheit zufriedengeben.

»Weil ich glaube, dass ich Großes vollbringen kann. Weil ich ein Ritter werden will.« Er zögerte. »Weil ich es satt habe, in Michels Schatten zu stehen.«

»Du willst dir Respekt verschaffen.«

Balian nickte. Das wollte er mehr als alles andere. Wenn er sich an des Königs Seite im Kampf bewährte, würde niemand mehr auf ihn herabschauen und ihn belächeln. Seine Großmutter schien ihn zu verstehen. »Du meinst also, ich solle gehen?«

»Diese Entscheidung kann ich dir nicht abnehmen«, sagte Isabelle. »Aber du weißt doch längst, was du zu tun hast, oder?«

»Ja.« Diesmal flüsterte er beinahe.

Seine Großmutter lächelte. »Zeig uns allen, was in dir steckt. Es wird höchste Zeit.«

Da war noch eine andere Regung in ihren bernsteinfarbenen Augen. Traurigkeit, Angst womöglich. Aber vielleicht bildete er sich das nur ein.

Selbst in tiefster Nacht kam das Haus in der Rue de l'Épicier nicht zur Ruhe. Balian erschien es wie ein Schläfer, der von unruhigen Träumen geplagt wurde und immerzu leise seufzte und wisperte. Die Dunkelheit in den Kammern und Fluren war voller Geräusche. Mäuse huschten in den Wänden umher, Ratten trippelten durch den Dachspeicher. Das alte Holz arbeitete und ächzte. Bei jedem Schritt knarrten die Bodendielen unter seinen Füßen.

Balian blieb stehen, hielt den Atem an. Hatten Michel, Blanche oder Clément etwas gehört? Nein. Im obersten Stock, wo die Schlafkammern lagen, war alles still. Michel schlief immer bei angelehnter Tür, doch Balian hörte nichts als ruhigen, gleichmäßigen Atem.

Sie ahnten nichts. Seine Großmutter hatte ihn nicht verraten.

Er setzte vorsichtig einen Schritt vor den anderen, als er die Treppe hinabstieg, damit das Panzerhemd, das er über dem Gambeson trug, nicht klirrte. Der Harnisch befand sich seit vielen Jahren im Besitz der Familie, doch er hatte ihn stets sorgfältig gepflegt. Für einen Tag wie diesen. Schwert und Dolch hatte er sich umgegürtet, der Beutel enthielt etwas Geld und seinen Mantel. In der Vorratskammer stopfte er außerdem einen Laib Brot, zwei dicke Würste, etwas Käse und einige Nüsse hinein.

War es feige, sich einfach so davonzustehlen, bei Nacht und Nebel die Stadt zu verlassen, ohne sich von seiner Familie, seinen Freunden zu verabschieden? Vermutlich. Wenigstens Blanche hätte es verdient gehabt, dass er sie in seine Pläne einweihte. Aber sie ließen ihm ja keine Wahl. Wenn seine Schwester wüsste, was er vorhatte, würde sie es ihm auszureden versuchen. Und Michels Zornesausbruch wollte er sich gar nichts erst vorstellen. Ganz zu schweigen von der Enttäuschung seiner Eltern.

Nein. Es war besser so. Er musste seinen eigenen Weg gehen, da konnte er keine Rücksicht auf andere nehmen. Als sein legendärer Großonkel Jean damals ins Heilige Land gezogen war, hatte er gewiss genauso empfunden.

Er verließ das Haus durch die Hintertür, denn im Eingangsraum schliefen die Knechte und Mägde.

Die finsterste Stunde der Nacht neigte sich dem Ende zu. Im Osten nahm der Sternenhimmel bereits die Farben des Morgens an: Blau, Violett, Blutrot. Nicht mehr lange, und die Bauern würden aus dem Bett kriechen und nach dem Vieh sehen. Lehrburschen würden das Herdfeuer schüren und dem Meister das Morgenbrot bereiten. Aber noch schlief die Stadt. Wenn sie erwachte, wollte Balian auf und davon sein.

Er huschte zu den Ställen und sattelte eines der Pferde. Es war ein gewöhnliches Reitpferd, kein trainiertes Schlachtross, für den Einsatz im Kampf ungeeignet. Dafür war es schnell und würde ihn in zehn Tagen nach Utrecht tragen, wenn er sich beeilte. Er führte es hinaus und schloss leise das Hoftor hinter sich.

Ein letzter Blick zum Haus. Plötzlich schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, dass er seine Familie vielleicht nie wiedersehen würde. Dass Michel und er im Streit

auseinandergegangen waren und er die Gelegenheit verpasst hatte, sich für die hässlichen Worte zu entschuldigen. Unsinn, schalt er sich. Er würde zurückkommen. Er war ein geübter Kämpfer. Solange er vorsichtig wäre, würde er den Feldzug unbeschadet überstehen.

Er schob jeden Gedanken an seine Familie weg. Wehmut lähmte ihn nur. Was er jetzt brauchte, waren Tatkraft, Entschlossenheit und Zuversicht.

Er führte das Pferd an den Zügeln zum Domplatz. Dort stieg er auf und ritt die Grand Rue hinauf zum Stadttor. Der Wächter trat in den Flammenschein des Kienspans, in der Hand eine Pike, und starrte ihn misstrauisch an.

»Ihr seid früh dran«, sagte er. »Darf das Tor erst öffnen, wenn's hell ist.«

Balian hielt einen Sou hoch und ließ ihn im Licht schimmern. »Der gehört dir, wenn du mich hinauslässt.«

Der Wächter brummte etwas Unverständliches, bevor er sich träge in Bewegung setzte, den eisernen Riegel zurückzog und einen Flügel des Tores öffnete.

»Hab Dank.« Balian warf ihm die Münze zu und trabte hinaus.

Während sich das Tor hinter ihm schloss, ritt er an der Königspfalz vorbei, deren Mauern wuchtig neben dem Weg aufragten, schwarze Blöcke, die den Sternenhimmel auslöschten. Blicke er auf dieser Straße, käme er zügig voran – Metz in zwei Tagen, Trier in dreien. Aber falls Michel und sein Vater ihm folgten, würden sie zuerst diese Strecke absuchen.

Er zügelte das Pferd. Leise gluckerte die Mosel in der Finsternis. Irgendwo in der Ferne winselte ein Hund. Balian fühlte sein Herz pochen, ein tiefes, grummelndes Wummern, das er bis in die Fingerspitzen spürte. Er nahm einen langen Atemzug, gab dem Pferd die Sporen und preschte über die Wiesen und Weiden, querfeldein, immer weiter, ohne einen Blick zurück.

## Kapitel II



Unter den ausladenden Kronen der Rotbuchen war es angenehm kühl gewesen, sodass Balian beinahe vergessen hatte, wie warm es tagsüber wurde. Als er den Waldrand erreichte, traf ihn die Sommerhitze wie ein Schlag auf den Kopf. Augenblicklich schwitzte er in seinem Gambeson und war heilfroh, dass er darauf verzichtet hatte, sein Panzerhemd anzulegen.

*Wo sind wir?*

Er zügelte sein Pferd, schirmte die Augen vor der Sonne ab und betrachtete das Land, das vor ihm lag. Der Wald in seinem Rücken bedeckte die nördlichen Ausläufer der Eifel, ein wildes und finsternes Dickicht, in dem kaum Menschen lebten. Vor ihm liefen die Hügel in ein weites und lichtes Tal aus; Felder, Viehweiden und glitzernde Bäche umgaben eine imposante Stadt. In einem Mauerring mit zahlreichen Türmen und Toren drängten sich Kirchen, Speicher und Kaufmannshäuser dicht an dicht, mit einem Dom im Zentrum, der alles überragte. Von zahlreichen Schornsteinen stieg Rauch auf, schnurgerade in der windstillen Luft, sodass es aussah, als wäre das Himmelszelt mit Stricken an den Dächern befestigt.

Als Balian noch überlegte, wie diese Stadt heißen mochte – *War das Aachen?* –, läuteten die Kirchenglocken zur neunten Stunde des Tages. Seufzend stieg er aus dem Sattel und schlurfte zu den anderen Männern der Gleve, die sich soeben im Schatten niederließen. Balian kniete neben seinem neuen Freund Alberich auf dem moosigen Waldboden nieder und faltete die Hände.

Wolfelin von Schwarzbach, der Anführer der kleinen Schar, blickte prüfend in die Runde, ehe er das Stundengebet intonierte. Die Männer sprachen ihm nach und wirkten mit einem Mal fromm wie Pilger, gar nicht mehr wie die grimmigen Krieger, die sie waren.

Während Balian die heiligen Worte murmelte, musterte er verstohlen ihren Anführer. Einen Mann wie Wolfelin hatte er noch nie getroffen. Der Ritter hatte ein schmales, schönes Gesicht und gepflegtes, schulterlanges Haar und mochte knapp dreißig Jahre alt sein. Mit seinen ernsten Augen und der asketischen Erscheinung wirkte er aber älter. Er war ein Vasall der Fürstabtei Prüm und mindestens so gläubig wie sein Herr, Abt Gottfried. Mehrmals am Tag musste die Gleve eine kleine Rast einlegen, damit die Männer unter Wolfelins Anleitung ihre Gebete sprachen.

Balian, der darauf brannte, endlich nach Utrecht zu kommen, war das lästig. Trotzdem blieb er bei Wolfelin, denn es war sicherer, in Gesellschaft zu reisen, statt dieses fremde